

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Markgräfler. 1924-1932 1930**

22 (30.11.1930)

# Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land  
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 22

Lörrach, 30. November 1930

7. Jahr

## No surrender!

(Nichts von Uebergabe!)

— Was, kommst Du uns als Engländer?  
Was soll das heißen: No surrender?  
— Weißt Du, das war im schönen Jahr  
Des Heils, erlebt, buchstäblich wahr:  
Da ging's in Englands Oberhaus  
Mit Lords und Bishops etwas kraus:  
Heirat in den verbotenen Graden!  
— Mensch, was soll uns das hier in Baden?  
— Ihr sollt mir was! — Da rief ein Greis,  
Der Earl of Halsbury, schneeweiß,  
Ein schulternbreiter Sechzehnder:  
„Weg mit der Bill da! No surrender!“ —  
Der Mann gefiel mir und sein Wort  
Nahm ich als Diamanten fort  
Und grüße jetzt die Rachechöre  
Novemberlicher Profitöre  
Und alle feilen Mantelwender  
Auf englisch<sup>göhsisch</sup>: No surrender!

Zundelheiner

## Apocolocyntosis

Zeitpiegel von Urban Greif

So mancher glaubt nur recht an seine Krankheit, wenn ihm der Doktor lateinisch kommt; nun ist das seltsame und zungenbrecherische Wort über diesen Zeilen sogar griechischen Ursprungs, da muß es also um die Gesundheit unseres deutschen Volkes schon übel bestellt sein, wenn man gleich so eine schlimme Bezeichnung für sein schleichendes Leiden braucht.

Erschrick nicht, lieber Leser, noch eine kleine Gelehrsamkeit mußt Du zur Erklärung dieses Wortes schlucken, dann wollen wir aber ganz gründlich Deutsch miteinander reden, das verspreche ich Dir!

Diese waghalsige Zungengaukelei hat ein ehrwürdiges Alter, ihr Urheber ist der römische Tragödiendichter L. Annäus Seneca, der im Jahre 65 n. Chr. von Nero zum Selbstmord



gezwungen wurde. Colocyntha heißt der Kürbis. Aber erst wenn wir nach deutschem Sprachgebrauch das Wort mit „Veräppelung“ übersetzen, kommen wir seinem Sinn auf die Spur, schlechte Komödianten pflegte man in roheren Zeiten bei uns mit faulen Äpfeln zu bewerfen, der Südländer griff in diesem Fall eben nach dem Kürbis. So ist Apocolocynthosis der Titel einer satirischen Schrift des Seneca über den Kaiser Claudius geworden. Dieser Imperator hat eine herbe Kritik gewiß verdient, aber die Wirkung der Spötereie ging weit über die Person hinaus, sie vernichtete zugleich die überlieferte Hoheit seines Standes, von der Stunde ihrer Veröffentlichung an war im Volksgefühl die Möglichkeit einer Apotheose, was wir uns mit Gottesgnadentum verbeutlichen wollen, überhaupt ausgelöscht.

Es gilt mir als ein unzweideutiges Zeichen vom Verfall eines Volks, wenn es die unbedingte Ehrfurcht vor seinen eigenen Lebensformen verliert, und das ist auch die tiefe Erkrankung, an der unser Zeitalter böß hinzieht.

Es ist bei uns um kein Haar anders als im alten Rom. Mit Schmähchriften über die Person des letzten Kaisers nahm auch hier das Spiel seinen Anfang, und der Zusammenbruch der Monarchie war auch hier das Ende. Heut zeigt sich bereits, daß durch dieses Werfen mit faulen Äpfeln nicht allein die Hoheit des Gottesgnadentums vernichtet wurde: das Gift des Hohns freist heut im ganzen Staatsleib, und die neuen Machthaber werden die Geister nicht mehr los, die sie gerufen haben. Das Volk aber muß es büßen!

Genau so war es mit den Schmähungen über den deutschen Offizier, es kam ja den Giftmischern gar nicht darauf an, die schlechten Elemente zu brandmarken und durch besseren Nachwuchs zu ersetzen, nein, unsere Wehrmacht sollte in ihrem innersten Kern getroffen und vernichtet werden, und dieses Ziel haben sie erreicht. Mag unsere Reichswehr noch so viel gerühmt werden, sie kann die allgemeine Wehrpflicht nie ersetzen. „Das Beste in der Welt ist der Befehl“, hat uns Bunte gelehrt, und nur die erzieherische Wirkung des preussischen Militärdienstes hat uns einst auf den Platz einer Weltmacht berufen. Manche Politiker mögen sich über den Zustand unserer Ausrüstung freuen, weil sie berufsmäßig von der äußeren Ohnmacht und inneren Anarchie leben. Das Volk aber muß es büßen!

Als im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts die Gesellschaftskritik sich über die bürgerliche Ehe hermachte, war das Ziel beileibe nicht etwa ihre Reinigung; der künstlich hervorgerufene Schrei nach der freien Liebe war zugleich der Anfang des Familienverfalls überhaupt. Nach deutschem Herkommen und im innersten Einklang mit unserer militärischen Waffenpflicht stand der Mann im Mittelpunkt der öffentlichen und häuslichen Lebensordnung, heut ist der Kampf um die Familie zu seinen Ungunsten entschieden, und alle Erscheinungen tragen den widerlichen Stempel eines späteren Patriarchats. Je mehr sich das sogenannte Amazonentum bei unserem Mädchennachwuchs durchsetzt, um so waffenloser und rassenuntauglicher werden die Jünglinge. Von der Zerrüttung der Familie und der Ehe durch eine womöglich gesetzlich erlaubte Abtreibung will ich ganz schweigen. Wer sieht da nicht Abgründe und offene Gräber? Ich sage: das Volk muß es büßen!

An dieser geistigen Umstellung war in besonders giftiger Weise die Kunst beteiligt. Seit gerade hundert Jahren wogt ein heftiger Kampf gegen das deutsche Gemüt, er wurde von Heinrich Heine begonnen, als er mit seiner Ironie die Reinheit des lyrischen Empfindens bewusst zerstörte. Seine rassenlos unverpflichtete Gewissenlosigkeit vernichtete Sinn und Gehalt des deutschen Reims, das hat Adolf Bartels eindringlich dargestellt, und seit dem Erscheinen des „Buch der Lieder“ nahm die oberflächliche Gefühlsverlogenheit einer fastlosen und kraftlosen Goldschnittlyrik frech das Anrecht auf Volkstümlichkeit in Anspruch. Zwar brachten die zahlreichen Jahre nach der Reichsgründung anscheinend eine Gegenbewegung, und Namen wie Mörike, Storm und Keller könnten wohl als Bürgen einer neuen Blüte gezählt werden, aber sie sind nicht wesensbildend ins Volk eingedrungen. Die Pflege der deutschen Literatur wurde immer mehr Vorzugrecht gewissermaßen eingeweihter Kreise, die jede Bindung mit den Menschen draußen auf Wurzel und Scholle verloren hatten, und als eine so wunderbare Erscheinung wie die Nietzsche an den Tag kam, wurde sie vom Volk nicht bemerkt und ging allmählich in snobistischer Umnachtung wieder unter. Was die Spitteler, George, Hoffmannsthal und Rilke geschaffen haben, ist eine Angelegenheit weltferner Zirkel geblieben, von ihrem Werk ist auch nicht eine Zeile ins Gemüt des Volkes gedrungen. Aubertin konnte darum schon vor dem Krieg mit Recht sagen, die Kunst sei schlafen gegangen. Hier aber setzt meine Hoffnung ein, es ist die letzte in mir, das gestehe ich, aber ich glaube an die Auferstehung des deutschen Gemüts im Wesen unseres Volkes, wenn es wieder die Stimme des reinen Dichters hört. Wer anders soll euch das versunkene Glück erwecken?

Noch ist es zur Umkehr nicht zu spät, denn mitten in dem allgemeinen Zusammenbruch stehen ja noch die Grundmauern, auf der sich die deutsche Kultur aufgebaut hat. Zwar richtet sich gerade heut die Apocolocynthosis mit aller Heftigkeit gegen das Christentum, aber wenn wir aus der Erkenntnis der Gefahr diesen Angriff abschlagen, dann läßt sich das sonst verlorene Feld wiedergewinnen. Wenn ein zeitgenössischer Künstler Christus mit Gasmaske und Stahlhelm am Kreuz darstellt, so muß gegenüber einem solchen Beginnen jede Duldsamkeit aufhören, sonst stehen wir am Ende eines Tages vor der Erkenntnis, daß des Gottmenschen Erlösungswerk auch zerstört ist. Zur Sicherung des christlichen Glaubens muß die deutsche Reichsverfassung in grundlegender Weise umgebaut werden. Wir künden auf diesem Gebiet ein entscheidendes Volksbegehren an, wir verlangen ein christliches Kulturschutzgesetz, denn im Zeichen des Kreuzes allein werden wir siegen.

Ueber die Welt geht heut ein leises Grauen. In den Schriftwerken der Dichter findet diese unheimliche Stimmung ihren Ausdruck, noch nie ist so viel vom Teufel geschrieben worden als heute. Der französische Schriftsteller Bernanones hat so kürzlich auch einen Roman über den Leibhaftigen veröffentlicht, dessen Auslegung im Gleichnis mir als politische Betrachtung sehr bemerkenswert erscheint. Da wächst in einem sittlich verrotteten Elternhaus wie ein spätes Wunder ein reines Mädchen auf, das mit der Gnade seiner Unschuld ein abendliches Licht über die dunkeln Laster und Triebe verführend strahlt. Da tritt der Leibhaftige in Gestalt eines Russen vor diesen Engel Gottes; die asiatische Seele kriecht



mit den Schattentieren der Nacht schleichend heran, Mord und Vergewaltigung beschließen in apokalyptischem Schauer das Buch.

Gegen ein solches Ende empört sich der deutsche Geist. In der geistigen Haltung einer Fabelgestalt offenbart sich für den Kenner mehr, als es die Worte der Darstellung vermögen. Schon das älteste Sprachdenkmal, das in Frankreich überliefert ist, handelt von einer solchen *bona pulcella*, darin ist sich die Vorliebe unserer welschen Nachbarn, das Weib ewig im Kreis des irdischen und göttlichen Geschehens zu

erblicken, bis in dieses Dokument der völkischen Selbstaufgabe von Bernanones treu geblieben. Im Mittelpunkt der deutschen Dichtung aber stand zu allen Zeiten der Held. Ich glaube über allen Verfall hinweg an seine Wiederkunft, der germanische Geist wird nicht mit den geschlossenen Augen der Ergebung seinen Todesstreich empfangen, er wird mit der Waffe in der Faust einen anständigen Tod suchen und finden. Darum glaube ich mit Zuversicht an die kommende deutsche Erhebung, die uns alle aus dem jämmerlichen Verfall der Apocolocyntosis emporreißt zu Ehrfurcht und Unsterblichkeit.

## Bismarcks „Gespräche“

Von Werner Käf.

Die Friedrichsruber Ausgabe von Bismarcks „Gesammelten Werken“ publiziert in drei Bänden (Bd. 7, 8 und 9) Bismarcks „Gespräche“<sup>1)</sup>: Was aus dem Munde Bismarcks als lebendiges Wort an das Ohr der Zeitgenossen schlug, nicht von der Präsidentenstelle im Ministerrat oder vom Rednerpult des Reichstags her, sondern im persönlichen Gespräch bei Tisch und nachher bei der Zigarre, bei Spaziergängen im Park oder Fahrten durch den Sachsenwald, — Worte, die der Besucher sich aufzeichnete, um sie der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Mehr als tausend Gespräche! Nur wenige davon waren bisher nicht gedruckt. Der Herausgeber, Professor W. Andreas (bis vor kurzem in Heidelberg), schöpft sein Material aus allen bekannten Memoirenwerken der Bismarckzeit: Ernst Ludwig v. Gerlach, Beust, Eblodwig zu Hohenlohe-Schillingfürst, Lucius v. Ballhausen, Reubell, Busch, Tiedemann, Waldersee und vieler andern, auch aus den Aufzeichnungen von Ausländern, wie des französischen Botschafters de Sontaut-Biron, des italienischen Staatsmannes Francesco Crispi, des englischen Schriftstellers Sidney Whitmann; er benutzte, was Heinrich v. Poschinger und andere schon früher zusammengetragen hatten; er sammelte und sichtete, was in Zeitungen und Zeitschriften zu finden war; er brachte wenigstens zwei bedeutendere Gruppen von Gesprächswiedergaben neu zur Kenntnis: Gespräche, welche die Tagebücher der Freifrau v. Spixenberg, Gattin eines württembergischen Diplomaten, und des Hausarztes (von 1880–84) Dr. Eduard Cohen festgehalten haben.

Es ist in der Tat, wie der Herausgeber selbst betont, ein reicher Schatz, der damit nicht so sehr neu entdeckt als geöffnet worden ist. Die drei Bände Gespräche dürfen auf sehr starke Teilnahme einer breiten Öffentlichkeit rechnen; denn hier scheint das historisch-persönliche Leben selbst eingefangen worden zu sein. Jedes Gespräch eine Szene. Ueberall der gewaltigste Protagonist des 19. Jahrhunderts

<sup>1)</sup> Bismarck: Die gesammelten Werke. 3. Abteilung: Gespräche, herausgegeben und bearbeitet von Dr. Willy Andreas, ordentlicher Professor der neueren Geschichte an der Universität Heidelberg. Band 7–9. Berlin (Otto Stollberg & Co.), 2. Auflage, 1924–1926. 1. Band: Bis zur Aufrichtung des Deutschen Reiches, XX und 528 Seiten. 2. Band: Bis zur Entlassung Bismarcks, XIX und 724 Seiten. 3. Band: Von der Entlassung bis zum Tode Bismarcks, XV und 499 Seiten.

im Vordergrund. Der Leser lebt mit, ist mit dabei, vom Herausgeber freundlich mit der Materie des Gespräches bekannt gemacht, die Anwesenden ihm vorgestellt: Der Bismarckische Familienkreis, Arzt und Privatsekretär, Diplomaten, Abgeordnete, Professoren, Journalisten, die mit zu Tische sitzen und die Ohren spitzen. Die Orte der Handlung: Frankfurt, Petersburg, Paris, Berlin, der Sachsenwald; das Reichslanzlerpalais, Varzin, Friedrichsrub; das Hauptquartier in Böhmen und in Versailles; ein Eisenbahnwagen oder eine Bank im Park. Man folgt Bismarck durch sein Leben und durch die Stimmungen seiner Tage. Man wird vertraut mit den Requisiten seines Daseins: Kürassierstiefel und Schlapphut, Stod und lange Pfeife, der große Bleistift und die Bäume des Waldes, Reichshund Tyras mit Nachfolgern Tyras II und Rebekka. Man hört die Brandung der öffentlichen Meinung um Bismarck; man spürt die Verehrung, schließlich die Mythifizierung: Fackelzug im Park von Friedrichsrub, 7000 Telegramme zum 1. April, Pantoffel mit der gestickten Aufschrift: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!

Bismarck spricht. Die „Gespräche“ sind im wesentlichen Monologe. Er spricht und erzählt, in unmittelbarer, ungehemmter Rede. Die Umgebung des eigenen Heimes und eines Kreises befreundeter Menschen läßt das Wort freier gehen; das Glas Wein und die Pfeife halten es in raschem Fluß. Er spricht von sich, von seinem Leben, immer also von großen Gegenständen. Zahllos die scharfen Bemerkungen über Personen und Dinge, die Pointen, die charakteristischen, amüsanten Anekdoten, verschwenderisch die Fülle politischer Belehrung und historischer Perspektiven. Dem Laien wird all dies weit anmutiger, bunter, lebendiger erscheinen als das, was aus Bismarcks Reden, Berichten, Briefen spricht. Und doch möchte es ihm sehr schwer fallen, sich eben daraus ein Bismarckbild zu formen und das, was ihm hier vor Ohr und Auge vorüberzog, zur Erkenntnis und zum innern Besitz zu gestalten.

Wem es darum zu tun ist, der hat sich darüber Rechenschaft zu geben, was das Gespräch als geschichtliche Quelle ist und sein kann. Es macht seinen Reiz aus, daß es dem Leben so nahe steht, dem Augenblick und seiner Stimmung entsprungen, ganz persönlich nuanciert und nach seiner in-



timen Umgebung koloriert. Dies macht es verführerisch und gefährlich. Denn darin darf man sich nicht täuschen: Wirkliche Geschichtserkenntnis und wahre Geschichtsschreibung ergibt sich erst, wo vom bloß Momentanen und Einmaligen, von allem Akzessorischen des Drum und Dran abstrahiert wird. In diesen Gesprächen, — welch' ein Material für historische Belletristik! Für die Art „Geschichtsschreibung“, der es genug ist, eine vorgefasste Ansicht durch Quellenstellen zu belegen, bilden die „Gespräche“ ein ideales Arsenal. Ihr gegenüber ist zu betonen, daß ein einziger Bericht des Frankfurter oder Petersburger Gesandten Bismarck, oder gar eines der großen Gutachten des Reichstanzlers, worin Bismarck bewußt und ernst die dauernden Gedanken seiner politischen Führung entwickelt, unendlich viel schwerer wiegt, als Duzende von „Gesprächen“. Und ich glaube, daß „das deutsche Volk“, in dessen Besitz die Gesammelten Werke übergehen sollen, leicht das Unwesentliche für das Wesentliche nehmen möchte; denn es bedarf vieler Kenntnisse und einer beträchtlichen geistigen Arbeit, um aus den „Gesprächen“ mehr als einen schönen Genuß, nämlich wirkliche historisch-politische Erleuchtung zu gewinnen. Nur demjenigen, der schon viel hat, wird hier viel gegeben.

Aber eben wo es sich um die Gewinnung wichtiger Resultate handelt, um Bismarcks Auffassung von Menschen und Vorgängen, um das Wesen seiner Gestalt und seines politischen Werkes, da tritt der besondere Quellencharakter der „Gespräche“ hemmend in Erscheinung. Die Ueberlieferung ist hier im ganzen so unsicher, daß ich es für unerlaubt halten müßte, aus den „Gesprächen“ allein irgend einen politischen Vorgang (z. B. die Verhandlungen in Nikolsburg 1866 oder die Entlassung 1890) zu rekonstruieren oder eine aus andern Quellen gewonnene Erkenntnis zu modifizieren: Der Herausgeber verschließt sich dieser Tatsache selbstverständlich nicht, und jedem aufmerksamen Leser muß sie sich aufdrängen. Von hier aus aber ist auch abzuschätzen, was uns die vorliegende Sammlung der „Gespräche“ wert ist.

(Schweizerische Monatshefte)

(Schluß folgt.)

## Weltkrise und deutsche Krise

Von Dr. R. G. Quaarz

Ist es wirklich richtig, daß die deutsche Not in der „Weltkrise“ ihre Ursache hat? Stehen wir wirklich einem Schicksal gegenüber, das unentrinnbar ist und die anderen Völker, namentlich die Tributmächte, ebenso trifft wie uns?

Das ist jetzt die Frage. Wie steht es nun bei uns und wie steht es bei den andern? Zunächst Deutschland.

Seit 1924, seit dem Dawes-Plan, hat allein das Reich seine laufenden Ausgaben von rund 6800 Millionen auf über 12000 Millionen erhöht. Außerdem haben wir eine Reichsschuld von 12 Milliarden angehäuft. Heute sind wir nicht mehr in der Lage, unsere laufenden Ausgaben zu decken. Trotz aller neuen Steuern sinken die Einnahmen.

Die Reichsregierung tröstet uns nun damit, den anderen Völkern ginge es auch nicht besser. Mit der Tributzahlung habe das deutsche Elend nichts zu tun.

Unbestreitbar, daß eine Krise in der Weltwirtschaft vorhanden ist. Ebenso unbestreitbar, daß sie mit den wahn-

wizigen deutschen Tributn und der zunehmenden Verarmung Deutschlands zusammenhängt. Die irrsinnigen Friedensverträge haben Deutschland ruiniert. Darunter muß natürlich auch der Weltmarkt leiden; denn Deutschland ist immer noch einer der größten Abnehmer und Lieferanten. Es heißt aber die Dinge auf den Kopf stellen, wenn Herr Brüning die Lage so darstellt: „Weil wir eine Weltkrise haben, ist es zwecklos, an der Tributfrage zu rühren“. Umgekehrt wird ein Schub daraus: Die Weltkrise zeigt, wie irrsinnig das Tributsystem ist. Sie sollte jeder deutschen Regierung der zwingende Anlaß sein, endlich aktiv zu werden. Es ist ein geradezu historischer Moment, und es ist völlig unverständlich, wie eine deutsche Regierung ihn versäumen kann, sie mag noch so schwach sein und noch so sehr unter marxistischem Druck stehen.

Aber weiter! Wie kann ein deutscher Minister auch nur den Anschein erwecken, als ob er die deutsche Not mit der Lage der Tributmächte vergleichen wollte, als ob er dem deutschen Volke einreden wollte, es müsse mit den notleidenden Tributmächten Mitleid haben? So unverständlich das ist, so gläubig ist unser Volk gegenüber Ministerweisheiten, so übermächtig ist der mit Millionen gespeiste Propagandaapparat des Reiches und Preußens. Was auf amtlichem Papier steht, wird geglaubt.

Ich will nicht deklamieren, sondern beweisen. Wie steht es mit den Tributmächten?

Frankreich kennt keine Arbeitslosigkeit, wir haben über drei, in Kürze vier Millionen Erwerbslose. Wir haben einen Reichsetat von etwa 12 Milliarden, Frankreich etwa einen solchen von zehn Milliarden. Zum Reichsetat müssen aber auch mindestens die Länderetats hinzugerechnet werden und auch ein großer Teil der Gemeindefets, weil Frankreich eine Selbstverwaltung in dem Umfange wie bei uns nicht kennt. Dort hat der Staat viele Aufgaben zu erledigen, die bei uns von den Gemeinden versehen werden. In runden Ziffern gerechnet kann man annehmen, daß der deutsche Etat doppelt so hoch ist als der französische.

Der französische Ministerpräsident Tardieu hat am 19. Oktober d. J. in Belfort folgende Tatsachen festgestellt, welche eigentlich die Welt aufhorchen lassen müßten:

- „1. Frankreich hat seine zerstörten Gebiete aufgebaut.
2. Frankreich hat allein im letzten Jahre seine Steuern um  $5\frac{1}{2}$  Milliarden Frank ermäßigt.
3. Frankreich hat im letzten Jahre 15 Milliarden Frank Schulden zurückbezahlt.“

Alles aus deutschem Gelde! Alles aus deutscher Not!

Höchst interessant ist auch weiter, wie Frankreich seine Mittel verwendet. Von den 50 Milliarden Frank gibt Frankreich aus: Für seine Landesverteidigung etwa 11 Milliarden Frank gleich gegen zwei Milliarden Mark, für soziale Ausgaben einschließlich Unterricht 5,3 Milliarden Frank. Die Kosten der Landesverteidigung machen in Frankreich über 22 Prozent aus. In Deutschland geben wir für die Landesverteidigung 800 Millionen Mark oder noch nicht sieben Prozent aus.

Wie hoch sind die Ausgaben Frankreichs für seine Staatschuld? Sie machen über ein Viertel der Gesamtausgaben aus. Die französische Schuld besteht ausschließlich aus Vorkriegsschuld und Kriegsschuld. Deutschland hat diese einfach dadurch abgedeckt, daß es seine Inlandsgläubiger



enteignete. Trotzdem hat Deutschland in den sechs Jahren seit 1924 wieder eine ungeheure öffentliche Schuld aufgehäuft, die beim Reiche wie gesagt allein 12 Milliarden ausmacht. Frankreich dagegen hat in den letzten drei Jahren seine öffentlichen Schulden um 38 Milliarden Frank reduzieren können. Der französische Schuldendienst sinkt, während der deutsche rapid steigt.

Nun England, das von unseren deutschen Pazifisten ja besonders bedauert wird. Der arme Engländer!

England hat eine Arbeitslosigkeit in ähnlichem Umfange wie wir; aber ganz andere Hilfsquellen. Es beherrscht politisch und wirtschaftlich ein Viertel der Erde mit 450 Millionen Menschen! England ist in ähnlicher Lage wie das alte Rom, das auch aus den Tributen seines Weltreiches ein großes Heer von Erwerbslosen ernährte.

Das große englische Finanzblatt „Economist“ hat eine Erhebung angestellt, wie groß die englischen Kapitalanlagen im Ausland sind. Ich bemerkte, daß hier nur langfristige Auslandsanlagen berücksichtigt sind. Nach diesen Berechnungen betrug das britische Auslandsvermögen 4 bis  $4\frac{1}{2}$  Milliarden Pfund oder 80 bis 85 Milliarden Goldmark!

Dieses riesige Auslandsvermögen ist etwa zur Hälfte in den englischen Tochterstaaten Kanada, Australien, Indien, Afrika usw. investiert. Die andere Hälfte arbeitet merkwürdigerweise vor allen Dingen in den Vereinigten Staaten. Die britischen Kapitalien dort werden auf fast 17 Milliarden Mark geschätzt.

Man sieht, daß England noch heute der Weltbankier ist. Sein Auslandsvermögen übertrifft bei weitem das der Vereinigten Staaten. Das amerikanische Handelsamt hat kürzlich die langfristigen Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten für Ende 1929 auf nicht höher als höchstens 60 Milliarden Goldmark beziffert. Davon entfällt etwa der vierte Teil auf Europa.

Nur gerade in Europa haben die Vereinigten Staaten mehr Geld investiert, nämlich etwa 17 Milliarden Goldmark, während England noch keine vier Milliarden hergegeben hat.

Wie steht es mit dem deutschen Auslandsvermögen? Der allergrößte Teil ist durch das Versailler Diktat geraubt. Sehr große Verluste haben wir auch erst kürzlich durch die Verzichte im Youngplan erlitten. So haben wir Polen gegenüber Ansprüche im Wert von über drei Milliarden Mark geopfert! Das deutsche Auslandsvermögen wird sehr verschieden geschätzt. Auch die größten Optimisten schätzen es nicht höher als auf einige Milliarden Mark. Jedenfalls sind unsere Zinseinnahmen aus den Auslandsvermögen verschwindend gegenüber den Zahlungen, die wir an das Ausland zu leisten haben, beträgt doch allein unsere Auslandsschuld etwa 15 Milliarden Mark! Dabei sind die Kriegstribute noch nicht berücksichtigt.

Die großen Tributmächte sind die reichsten Völker der Erde. Das Volk, dem die gesamte Kriegsschuld der Erde aufgehaßt wurde, ist eines der ärmsten. Auch ein deutscher Kanzler sollte wissen und erkennen, daß eine allgemeine Weltwirtschaftskrise die Reichen der Erde nicht entfernt so treffen kann wie ein so armes, ausgezogenes und überschuldetes Land wie Deutschland. Ich glaube, daß die Anwälte Deutschlands mehr Erkenntnis, mehr Willen und Mut werden aufbringen müssen, soll nicht wieder ein großer Augenblick ungenützt für Deutschlands Zukunft vorübergehen.

## Goethe und Schiller

Das Wesen der Generation bestimmt heut jeden geistigen Standort. Die Väter werfen den Söhnen den Hang zur Mystik vor; dafür klagen die Jungen über das Verderben der Aufklärung an den Alten. So sind alle mit dem Verbrechen ihres Alters belastet.

In diesem Kampf der Generationen werden die Jahrgänge der Frontkämpfer entscheiden, in ihren Reihen stehen Menschen, die im Bildungsgefüge der Vorkriegszeit aufgewachsen sind, und was davon heut auch von den Stahlgewittern zertrümmert liegt, sie haben den Mut für das eiserne Zeitalter der Zukunft mit heimgebracht.

Als ich in den Krieg zog, stand ich wie jeder gebildete Deutsche jener augustischen Jahre, deren edelster Wortführer Chamberlain war, ganz unter dem Eindruck der säkularen Persönlichkeit Goethes. Vier Jahre trug ich im Brotbeutel einen Band der Gedichte, sie begleiteten mich in Unterstände, Trichter und Straßengräben, vom Schweinestall bis zum Schloßgemach waren sie lebendig bei mir, in so vielen Quartieren Frankreichs. Als ich wieder heimkam, wurde das arme Buch in die Verbannung des Bücherschranks geschickt.

Was war geschehen?

Uns Frontsoldaten ist der Glaube an den Wert der Bildung verschwunden. Wichtiger erscheint uns Zucht und Haltung, der geistige Umfang unseres Denkens hat sich von Goethe zu Platon hin erweitert, weil wir die Nähe der Dämonen fühlen, die jener nie in seiner Nähe dulden wollte. Er sagte einmal von Kleist, der Krieg habe den jungen Leuten das Blut verdorben, das reißt noch Klüften nach uns hin auf, die wir unser Blut durch das Feuer geläutert fühlen. Wenn die heutige Jugend sich von Goethe mehr zu Schiller hinwendet, so ist das ein Protest, der gewiß vor einer zünftigen Kritik nicht standhalten kann, die Jugend aber fühlt bei dem Dichter der Freiheit eine heroische Möglichkeit, die sie als das von Gott ihr gesezte Zeitenlos empfindet. Die geschichtliche Gestalt Goethes muß viel darunter leiden, daß im Namen der Bildung sich alle Mächte des Verfalls auf die Kronzeugenschaft dieser Persönlichkeit berufen. So scheinen die Namen unserer Klassiker zu Sinnbildern einer geistigen Segnerschaft werden zu wollen, wobei der junge Mensch aus dem Recht seines Erlebnisses heraus mit revolutionärem Ungestüm auftritt.

Meine Lieblinge sind heute Platon, Kleist und Hölderlin. Aber ich stehe heut zur lebendigen Kunst nicht mehr als Bildungsmensch der Letztüre, die elementare Nähe des Schicksals will ursprünglichere Formen. Wenn ich mit Gottes Gnade den Freiheitskampf des deutschen Volkes noch mitmachen darf, werde ich überhaupt kein Buch mehr in den Brotbeutel stecken, aber dafür immer drei Streifen Patronen mehr. —

Das muß gesagt sein!

Heidelberg

Urban Greif



# Thorner Blutbad

(7. Dezember 1724)

Der König erhebt sich vom eichenen Tische,  
So reckt sich der Eber zum Stöße nach vorn,  
Und haut mit der Faust auf papierene Wische.  
Er packt eine Schelle, sie schrillt wie im Zorn,  
Der Hofrat steht stumm vor dem fürstlichen Grimme,  
Tief buckelt zur Saaltür herein ein Lakai.  
Hart knirscht Friedrich Wilhelm mit wütender Stimme:  
„Hol er mir den Kronprinzen schnellstens herbei!“

Er schleudert das Bärenfell weg von den Füßen,  
Heut spürt er die Sicht nicht vor seelischer Pein,  
Leis stöhnt er: „Das sollen die Henker mir büßen!“  
Da tritt der Gerufne zum Vater herein  
Und küßt ihm die Hände mit fragendem Munde,  
Der König steht vor der Kaminglut und spricht:  
„Der Prinz muß es hören — erzählt ihm die Kunde!“  
Der Hofrat beginnt mit dem bösen Bericht:

„In Thorn leben Deutsche im polnischen Staate,  
Ein tüchtiger Schlag evangelischer Zucht.  
Da kam an Fronleichnam aus dem Internate,  
Das bei den Jesuiten der Abel besucht,  
Der kirchliche Zug durch die festlichen Straßen.  
Die Polen beschimpften die Bürger am Weg,  
Sie kamen in Streit, es gab blutige Nasen,  
Man jagte den Umzug zurück ins Kolleg.

Als bald trat der Reichstag in Warschau zusammen.  
Dem Polen ist nichts wie der Deutsche verhaßt,  
Das floß jezt wie Del in die flackernden Flammen,  
Ihr Urteil war vor der Verhandlung gefaßt,  
Und als das Assessorialgericht tagte,  
Da wurde das Menschenrecht schmählich bedroht:  
Der Provinzial der Jesuiten verklagte,  
Sie brachen den Stab und erkannten auf Tod.

Heidelberg

(Aus dem zweiten Balladenbuch: „Deutsche Ahnenbilder“)

Man nahm mit Gewalt die zehn Bürger gefangen,  
Die aus den Geschlechtern das Ansehen zählt,  
Sie litten die Folter mit glühenden Zangen  
Und wurden im Kerker mit Ketten gequält.  
Sie ließen kein Wort sich um Gnade entreißen,  
Laut bat ihr Choral nur ums ewige Heil!  
Das Volk wird ihr Opfer in Ewigkeit preisen,  
Sie beugten den Kopf vor dem blutigen Beil.

Man nahm den Mariendom weg der Gemeinde,  
Hat Kaufleute, Prediger, Lehrer verjagt,  
So haben die Polen noch schlimmer als Feinde  
Die deutschen Bewohner der Ostmark geplagt.  
Umsonst war der Einspruch der preussischen Krone,  
Wir baten in Milde, wir drohten mit Zorn,  
Dah Polen die Opfer vom Tode verschone:  
Uns bleibt nur die Rache noch übrig für Thorn!“

Leis knistern die Kerzen im silbernen Leuchter,  
Zehn Lichter des Lebens, zehn Lichter des Tods,  
Der König erkennt es, zum Kronprinzen leucht er:  
„Geh hin, lösch sie aus — und bedenk, so verlohst!“  
Der Knabe befolgt es mit zuckenden Lippen,  
Die Flammen verlischen, verhaucht ist ihr Strahl,  
Und furchtbar mit Knochen und beinernen Rippen  
Erhebt sich der Tod in dem lichtlosen Saal.

Das Fenster klirrt auf. „Dort hinten liegt Polen,“  
Sagt fest Friedrich Wilhelm im glänzenden Schein,  
„Sie haben uns Deutschen das Grenzland gestohlen,  
Wir müssen das Volk an der Weichsel befreien!  
Das schwöre mir, Knabe! Dort lauschen die Sterne!“  
„Ich schwöre,“ ruft der Prinz, „nie vergesse ich Thorn!“  
Dumpf schlägt ein Tambour in der nahen Kaserne,  
Das grollt wie ein Schrei von verhaltenem Zorn!

Urban Greif

## Die drei Bräute

Ein Märchen von Hermann Bortisch

Bei einem schrecklichen Sturme auf dem Meere ging  
ein Schiff unter; die meisten der armen Reisenden ertranken;  
etliche konnten sich an Planken oder Säffern festhalten und  
wurden umhergetrieben, bis ein anderes Schiff nahte und  
sie aufnahm. Drei Jungfrauen, die zu ihrem Bräutigam  
nach den heißen Ländern fahren wollten, klammerten sich  
an einen großen Balken und wurden von Wogen und Wind  
an ein Eiland gespült.

Diese Insel, voll von herrlichen Blumen und Blüten,  
Quellen und Bächen, gehörte einer guten Fee, die einsam  
hier wohnte und sich schon lange darnach sehnte, ihre Liebe  
nicht nur Pflanzen und Tierlein zugute kommen zu lassen,  
sondern Jemandem, der wie sie Herz und Gemüt hatte. So  
war denn die Freude bei den drei Schiffbrüchigen nicht  
minder groß als bei der Fee, als sie sich am Strande des  
Meeres trafen.

So gut es die drei Jungfrauen nun hatten auf der  
schönen Insel bei der gütigen Fee, so zehrte doch ein ge-  
wisses Heimweh nach ihrem Liebsten, wie auch nach Arbeit



und Betätigung an ihnen, das trotz aller Wunder, deren die Fee fähig war, nicht gestillt werden konnte.

Auch die Fee litt darunter, als sie den Kummer und die hinwelfende Freude ihrer Gespielinnen merkte; so ging sie eines Abends, als die drei Bräute vor Weh und Betrübniß schon frühe ihr Lager aufgesucht hatten, zum lieben Gott und klagte ihm ihre Not.

„Für den Menschen ist nichts schlimmer als Müßiggang,“ sagte er freundlich zu ihr. „Müßiggang ist ein Teufels-Fang! 's ist gut, daß du zu mir kommst, denn ich wollte dich schon lange in meine Pläne mit den drei Jungfrauen einweihen, die ich nicht untergeben ließ, weil ich sie auf Herz und Nieren prüfen wollte, ob sie auch wert seien, Gattinnen und Mütter zu werden.“

Du mußt ihnen eine Aufgabe stellen und etwa auch Lohn und Preis verheißen; das wird ihr Leben füllen mit neuer Freude und frischem Mute.“

Die Fee nickte zustimmend. „Wenn ich nur wüßte, was ich von ihnen fordern soll“ meinte sie betrübt. „Alles, was wir brauchen, haben wir auf der Insel; alles wächst von selbst; Arme und Kranke gibt es nicht, als etwa einmal ein Reh, das sich den Fuß verstauchte, oder ein Vögelein, das die Schwingen brach, oder eine Ziege, die mit ihrem Kopf allzu herb gegen den Widder stieß!“

Der liebe Gott lächelte. „Gib's doch nicht mehr als solches Leid und solche Krankheit auf Erden! Aber du bist Herrin über ein besonderes Königreich ohne Not und Arbeit, wie ich solche sonst nur auf den Sternen eingerichtet habe!“

Laß dir von Ikkil, dem Paradies-Gärtner, etwas Samen geben; den sollen die Jungfrauen in lockere Erde säen, begießen und drei Jahre lang betreuen. Und ihre Treue wird belohnt werden.“

Die Fee tat, wie ihr Gott befohlen und nahm den Himmelsamen auf ihre Insel mit . . .

Gertrud, Hilde und Maria, die drei Bräute, jäteten jede ein Stücklein Land um, legten in die tiefen Furchen die braunglänzenden Samenkörner und begossen voll freudiger Erwartung, was daraus hervorsproießen würde, jeden Tag ihr Gärtlein.

Bald schlüpfen die ersten zarten Keime aus dem Boden, in allen drei Gärten gleich saftig und zahlreich; denn keine der Jungfrauen war an Sorgfalt und liebevoller Arbeit der anderen nachgestanden. Die Keime wuchsen, bekamen Stengel und Blättlein und schon zeigten sich Ansätze zu Knospen und Blüten; da galt es, sie vor Stürmen, die hin und wieder vom Meere her gegen die Insel antobten, zu hüten oder auch vor Sonnenbrand zu schützen. Die Fee redete ihnen ermunternd zu: „Jetzt pflegt Euer Gärtlein besonders gut. Werdet nicht laß und müde. Bald werden schöne Blumen sich aufschließen; nächstes Jahr werden die Pflänzlein zu Büschen werden und im dritten Jahr, da wird ein Wunder geschehen, wenn Ihr in Treuen ausharrt und die Himmelpflanzen mit mütterlichem Herzen besorgt.“

Es kamen etliche kalte Tage; der Nordwind pfiß über das Meer; feuchte Nebel deckten das Eiland. Die drei Jungfrauen erkälteten sich und mußten das Bett hüten. —

„Unsre Pflänzlein erfrieren, wenn noch solch' ein kalter Tag folgt,“ sagte Maria betrübt zu ihren Genossinnen.

„Ach,“ meinte Gertrud, „der liebe Gott, der uns den Samen schickte, wird doch für sein eigenes Gewächs ein-

stehen und es nicht umkommen lassen, weil wir ein paar Tage nicht selber uns drum bekümmern können.“

„Wir dürfen viel von Gott erwarten,“ erwiderte Maria, „aber das nicht, daß er den Mangel unsrer Treue und Liebe einfach ersetzt. Wenn wir unsern Teil der Pflicht nicht erfüllen, wird er kein Wunder tun und das, was wir versäumt haben, nicht ohne weiteres gut machen.“

Der nächste Tag war noch schlimmer und kälter. Gertrud jammerte über ihr Halsweh und fand keine Zeit, an ihren Garten zu denken. Hilde war bekümmert und bat die Fee, ihre Pflanzen mit Tannenzweigen zu decken und sie vor Kälte zu schützen. Und Maria? Als die zwei anderen schlummerten, zog sie sich warm an, schlich sich tapfer und treu hinaus, sammelte Reissig und machte mehrere Holzstöbe rings um ihr Gärtlein; sie entzündete sie, daß Rauch und Hauch wählender Wärme sich ausbreitete. Beglückt und selbst warm geworden durch ihre Arbeit schlich sie sich wieder ins Haus zurück. Gott aber hatte ihre Treue wohl gesehen.

Die bösen Tage gingen vorüber; licht- und lebenspendend strahlte wochenlang die Sonne und weckte alle Knospen auf. Marias Garten ward voll duftender glühender Rosen; Hildes Feld zeigte da und dort weißschimmernde Tulpen, dazwischen aber auch manchen blütenlosen Stengel; Gertruds Pflanzen standen erstorben und dürr da; keine einzige Blume!

Eines Tages kam ein Schiff in Sicht und legte an der Insel an, um Wasser einzunehmen und die fremden Fahrer luden die drei Jungfrauen ein, mit ihnen heimzufahren. Während Hilde und Maria zögerten, sagte Gertrud gleich zu und schiffte sich ein; sie fuhr ab nach dem Lande, wo sie ihren Bräutigam wußte . . . aber sie ward nie mit ihm vereinigt; er hatte sich unterdessen mit einer Anderen verheiratet und Gertrud mußte ohne Mann und ohne Kind in ihre alte Heimat zurückkehren, wo sie als alte verdrießliche Jungfer starb.

Hilde und Maria harrten aus bis ins dritte Jahr; da geschah das Wunder, aber anders, als sie erwartet hatten, selbst anders, als die Fee geglaubt und Andeutungen gemacht hatte; sie hatten sich vorgestellt, daß Gott aus Blüte und Frucht des Himmelsamens selbst ein Kindlein erwachsen ließe! O nein, die Pflege der Pflanzen und des Gartens galt ihm nur als Probe für die Mutterchaft, ob er ihnen einmal Kindlein anvertrauen könne. Denn das ist das Höchste und Beste, was einer Frau zuteil werden kann.

Als Marias Garten in höchster Blüte stand, legte ein Schiff am Strande an und zwei Männer schritten, als ob ihnen Weg und Steg bekannt wäre, nach dem Orte, wo die treugepflegten Blumen der Bräute leuchteten und dufteten. Hilde und Maria standen, selbst wie Blumen schön und schlank, in ihrem Garten und sahen, halb verwundert und halb erschreckt, die Männer näherkommen. Da — ein Schrei und Jubel unendlicher Freude! Jede erkannte ihren eigenen Bräutigam . . .

Hilde folgte ihrem Manne aufs Schiff und kehrte mit ihm in die Heimat zurück, wo sie nach einem Jahr einem Mädchen das Leben schenkte; sie nannte es Insele zur Erinnerung an die schweren und doch schönen Jahre auf dem Eiland der See; es blieb ihr einziges Kind.

Maria wollte und konnte sich von ihrem blühenden Garten nicht trennen und hatte keine große Mühe, ihren Mann zu überreden, mit ihr auf der Insel zu bleiben. Sie



gebar übers Jahr einen Knaben mit blauen Himmelsaugen und gab ihm später noch sechs Geschwisterlein; die Fee wurde von allen Patin und lehrte sie wunderbare Künste.

Eine glücklichere Familie als die Marias gab es nie; ihre Muttertreue war reichlich belohnt. Wenn Seefahrer kamen und die frischen starken Knaben wie die holdseligen Mädchen Marias sahen, wie sie im blühenden Garten Reigen tanzten, war's ihnen, als ob Engel auf der Himmelswiese spielten und sie nannten das Eiland die Insel der Himmelskinder.

## Pazifisten unter sich

In der Berliner Wochenschrift „Die Weltbühne“ vom 1. Juli, die selbst durchaus militärgegnertisch eingestellt ist, veröffentlicht Kurt Hiller einen offenen Brief an den Vorsitzenden der Deutschen Friedensgesellschaft, Herrn von Schoenaich. Hiller gehörte selbst während sieben Jahren der Leitung dieser Gesellschaft an und wurde kürzlich aus ihr ausgeschlossen mit der Begründung, daß er fortgesetzt die Darstellung verbreitet habe, daß die Führer der deutschen Friedensbewegung sich ihre Propaganda durch Gelder französischer, tschechoslovakischer und polnischer Herkunft bezahlen lassen. Hiller gibt in diesem Brief u. a. den nachfolgenden Sachverhalt wieder, dem auch seither nirgends widersprochen worden ist:

„Wahr bleibt der französische Komplex. Herriot übergibt im Frühling 1925 Herrn Victor Basch dreißigtausend Francs (wahrscheinlich waren fünfzigtausend); Basch, in seiner Pariser Wohnung, übergibt sie dem deutschen Pazi-Manager Schwann; Schwanns Protektor, Professor F. W. Foerster, Verfasser des Zurufs an die Polen: „Rüstet nicht ab, sondern rüstet auf!“, gibt „als Garant für sachgemäße Verwendung“ (Foersters eigene Worte) Herriot seine Unterschrift . . .

„Wahr bleibt ferner der tschechische Komplex. In den Jahren 1924 bis 1925 erhält eine sehr bekannte Berliner pazifistische Organisation . . . aus dem Legionärs- oder Masarykfonds in Prag nahezu hunderttausend Goldmark. Manager Schwann, Vorstandsmitglied, durch Foerster mit Benesch bekannt gemacht, vermittelt die Sache . . . Foerster bricht später unter anderem deshalb mit seinem alten Freunde Koettcher, weil dieser anständige Frankophile immerhin „Action Française“ und die Coty-Presse angreift, als sie gegen die Rheinlandräumung heßen. Das soll er nicht; er soll die camelots du roi schönen! Auch daß ein Naiverer des Managerkreises sich im Kartellauschuß erhebt und beantragt, Gelder, die fortan ein Ausschußmitglied einbringe, nicht mehr auf ihre Herkunft zu prüfen, darf man wohl für symptomatisch nehmen. Eine Flut von Entrüstung stürzt auf uns ein, ein Hagel von Schmutzwürfen trifft uns, wenn wir schlussfolgern — solange bis wir, durch Zufall beweisen können. Ende 1925 sticht Doktor Helene Stöcker die

Tschecho-Beule auf, erzwingt eine Untersuchung und wird zum Lohn nicht wieder in den Vorstand gewählt. Herr Schwann wird in die Wüste geschickt . . . Der formell Ausgestoßene bleibt aber hinter den Kulissen einflußreich: als ständiger Verbindungsmann Foerster-Paris, . . . neuerdings als Hauptschriftleiter an der von Foerster in Berlin herausgegebenen „Zeit“, einer Halbmonatschrift, die trotz dürftiger Auflage und fürsüchtiger Ausstattung nur 65 Pfennige kostet; die Zuschüsse „aus Völkerbundskreisen“ (!!! Die Schriftleitung) oder seitens „welschschweizerischer Freunde“ (!!! Die Schriftleitung) müssen enorm sein. Tatsächlich hat die Speisung gewisser Sektionen der deutschen Friedensbewegung aus dem von Benesch verwalteten Masarykfonds nach Abschluß der berühmten Untersuchung von 1925 keineswegs aufgehört; man geht nur behutsamer zu Werke, leitet alles über eine Tochter Masaryks, die in der Schweiz wohnt. Am 18. September 1928 schreibt Foerster an die leicht verschnupfte Geschäftsführerin der „Menschheit“:

„. . . Ich glaube, daß Sie aus der Tatsache, daß ich im letzten Frühjahr ziemlich erhebliche Summen von Wiesbaden aus habe verschicken lassen, unter anderm auch 6000 an die Hagner, allerlei falsche Schlüsse gezogen haben. Ich möchte daher nicht versäumen, Ihnen mitzuteilen, daß alle diese Summen nicht von meinem, auch für Sie disponiblen Fond stammten, vielmehr handelte es sich um den Moriz-Fond, den ich nach der letzten Abmachung mit den Betreffenden unter Riga, Hagen und Beschwerdestelle zu verteilen hatte. Die Hagner baten mich damals, ihnen für das ganze Jahr voranzuzahlen, welchem Wunsche ich in jener Sendung der 6000 nachgekommen bin . . .“

„Die Sendung der Sechstausend! — hübscher Titel für eine moralische Epopoe! Aber was heißt „Moriz-Fonds“? Sie werden staunen, zu erfahren, daß „Max und Moriz“ im Rotwelsch dieses Kreises Masaryk und Benesch bedeutet.

„Wahr bleibt schließlich der polnische Komplex. Einer der erwähnten Manager, Mitarbeiter der polnischen Regierungspresse und Forschungsreisender in Polen, bezieht ein Fixum von der polnischen Gesandtschaft. Erst ist's ein Gerücht; ungeheure Entrüstung über die, die ihm Glauben zu schenken wagen; dicke Lügen des Angeschuldigten vor den Schiedsrichtern; schließlich erbringt auch hier ein alter Brief Foersters den Beweis.

„Geehrter Herr Doktor von Schoenaich! Dies alles, mit Verlaub zu sagen, löst mich an . . .“

So weit der Auch-Friedensfreund Hiller. ○